



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Psychologische Studien zur Sprachgeschichte

Bruchmann, Kurt

Leipzig, 1888

Ob die Dichter glauben, was sie sagen?

[urn:nbn:de:hbz:466:1-62226](#)

der alttestamentlichen Dichter, wie musste ihnen zu Mute sein, wenn sie ihn zu verteidigen hatten? Beim Bekennen höchster Güter entbehren die Menschen ungern des hyperbolischen Schwunges, geradeso wie sie ihre Verachtung und ihren Hass selten mit kalter Gelassenheit ausdrücken.

Wir wissen, dass eine edle Leidenschaft den Menschen erhebt und schätzen sogar den übertriebenen Ausdruck solcher Leidenschaft um der Sache willen, welcher er dienen will. Wir sehen dabei mehr auf sein Gefühl, als auf den Ausdruck seines Gefühls in Worten oder Taten. Dasjenige, woraus Sprache entstanden ist, Gefühl, ist uns in solchen Fällen so wertvoll, dass wir geneigt sind, grade das Gefühl des Andern uns anzueignen, ohne besonders die Form seiner Rede zu beachten.

Die Ethisierung der Natur im A. T. ist unter den uns bekannten Literaturen einzig. Dass die Natur auch sonst zur Teilnahme herangezogen wird, ist bekannt; diese Teilnahme unterscheidet sich aber wesentlich von jener ersten. Hier erhebt sich nun die Frage, was sich die Dichter dabei gedacht haben und die andere, ob die Nachahmung des A. T. in der christlichen lateinischen und deutschen Poesie auch eine Nachempfindung gewesen ist.

Ist es möglich, dass die Dichter etwas aussprechen, was sie eigentlich nicht glauben? Oder glauben sie es wirklich in dem Augenblick, wo sie es aussprechen? Zerfällt unser Denken in eine höhere und tiefere Schicht, wie das Meer, welches vom leichten Wind gekräuselt oder vom Sturm zerwühlt wird, aber nach der Tiefe zu doch sehr bald ruhig bleibt? Da Sprechen und Denken nicht identisch ist und die Sprache kein logisches Organon, so lässt sich das wol annehmen. Die Dichter sagen Vieles, was sie nicht glauben, und erzählen viel, was sie nicht erlebt haben. Nun ist ja die Seele kein Meer, aber dennoch könnte sie eine Analogie mit jenem physikalischen Geschehen zeigen. Ferner wird sicherlich Manches, was die Dichter sagen, keineswegs von Allen gleich empfunden werden — ja Einzelnes

wird einfach vom Leser ausgelacht. Wenn dies so ist, so bleibt immer die Tatsache, dass Menschen (Dichter) so reden dass also bei ihnen wenigstens jener Zwiespalt des Denkens vorauszusetzen ist. Haben die Menschen nicht die Neigung in sich, auch im Guten, auch nur vorübergehend, sich mit Worten zu betrügen, sich in Worten eine Illusion zu bereiten, bloss um ihr Gefühl zu befriedigen oder zeigen uns dazu auch andere Spracherscheinungen denselben Gang, dass etwas eigentlich Sinnloses weiter gebraucht wird, weil die Sprache es gibt und seit langer Zeit erhalten hat?

Mir scheint diese Frage des „holden Wahnsinns“ zu bejahen. Nicht in dem übertriebenen Sinne, welcher gelegentlich von den Dichtern selbst in der Theorie ihrem eigenen Tun beigelegt wird, wie wenn Goethe sagt (I 310, Divan):

weiss denn der, mit wem er geht und wandelt,
er, der immer nur im Wahnsinn handelt?

sondern in dem richtigen Sinne, dem Goethe an einer andern Stelle Ausdruck gibt (Leben II, IV 17): „betrachtet man diesen Trieb recht genau, so möchte man in ihm diejenige Anmassung erkennen, womit der Dichter selbst das Unwahrscheinlichste gebieterisch ausspricht und von einem jeden fordert, er solle dasjenige für wirklich erkennen, was ihm, dem Erfinder, auf irgendeine Weise als wahr erscheinen konnte.“

Ein grosser Teil der alttestamentlichen Beispiele, von denen hier gehandelt wird, fällt nun dazu nicht sowol unter die Kategorie berichteter Tatsachen, als erhoffter und gewünschter Ereignisse und selbst, wo von Tatsachen berichtet zu werden scheint (Ezech. 31, 16), spielen sie sich im Scheol ab — erhalten also dennoch den Character einer Vision.¹⁾

Da nun die Literatur nach Goethes Ausdruck das Fragment der Fragmente ist, so muss hier, wie sonst in andern Literaturen, gefragt werden, ob nicht eine Wiederholung mythologischer Reste vorliegt. Dies dürfte für die hebräische Poesie

1) Zu Jes. 14 vgl. Sayce, Alte Denkmäler u. s. w. p. 191.

meistens nicht zutreffen. Demgemäß fassen wir endlich unsere Meinung dahin zusammen, dass jene Ethisierung der Natur, in ihrer Art einzig, gerade nur hier entstanden, nicht etwass allgemein Menschliches ist. Diese Redeweise sollte dem in diesem Volke herrschenden Gefühl genug tun. Dass die Dichter an die Erfüllung ihrer prophetischen Wünsche geglaubt haben, ihren Visionen Wirklichkeit zugeschrieben haben, glaube ich nicht. Denkbar wird so etwas nur unter der allgemeinen Voraussetzung von der Fähigkeit und Neigung der Menschen, ihr Gefühl durch Poesie in der Weise zu befriedigen, dass sie das Gefühl vorübergehend durch das Spiel der poetischen Vorstellungen erregen lassen, zu deren Tatsächlichkeit sie kein logisches Vertrauen haben. Wenn also Steinthal (Ztschr. f. Völkerps. VI 321) sagt, das Causalitätsverhältnis der Wirklichkeit, welches die Wissenschaft zu erkennen strebt, wird von der Praxis vorausgesetzt, die Kunst will bloss den Schein, die Wissenschaft will die Wahrheit des Seins erfassen, die Poesie will den wahrhaften Schein darstellen und (S. 328) Kunst ist, Alles mit Liebe sehen und Jedes so erscheinen lassen, wie der es Liebende es sieht, wenn er Liebe Tausch des Gemütes nennt, so scheint die Anwendung auf den vorliegenden Fall ebenso leicht wie schlagend. Denn hier haben wir einen (bei der vorausgesetzten Gemütsverfassung) wahrhaften Schein. Die Natur wird mit Liebe (zu Jahve) gesehen, der Tausch des Gemütes findet statt, denn den Steinen und Bäumen, den Inseln und den Wogen des Meeres wird das menschliche Gemüt geliehen, nicht bis zur logischen Täuschung, scheint mir, sondern um durch den schönen Schein die Seele, wenn auch nur vorübergehend, angenehm zu erregen. Als Beweis scheint mir hier ferner anzuführen Jesai. 60, 18—20 (nach De Wette, vierte Aufl.): nicht hört man fürder Gewalttat in deinem Lande, Verwüstung und Verderben in deinen Grenzen; du nennest Heil deine Mauern und deine Thore Ruhm. Nicht dienet dir fürder die Sonne zum Lichte bei Tage, noch zum Scheine leuchtet